Und auch die Deutschen sind nicht zu erwähnen
In rühmlicher Weise mit ihren Kähnen,
Ein Amerikaner hatte am meisten
Vermocht, in der Höhe Großes zu leisten.

Doch daß auch der Deutsche seinen Mann
Im Sport des Fliegens ziehen kann,
Bewies schon bald darauf für ihn
Der ungebeugte Graf Zeppelin.
Wir wissen alle, wie wacker und brav
Geschunden sich hatte immer der Graf,
Wie er das Letzte von seinem Vermögen
Gezwungen war an die Sache zu legen,
Und wie er, dem Erfolge nah,
Den stolzen Plan mißglücken sah;
Doch als von allen Seiten und Enden
Dann kamen kleine und große Spenden,
Da hat der Graf dem Himmel vertraut
Und einen neuen Ballon gebaut.
Und meinte einer, es sei nicht denkbar,
Der Graf erklärte: ich mache ihn „lenkbar“,
Und heute, lieber Leser, siehst
Du schon, wie der Graf herumtriebt,
Wenn er unbeirrt in lustiger Höh'
Ganz nach Belieben den Bodensee,
Bald vorwärts steuert, bald die Welle
Zurückdreht nach der Ausgangsstelle.

Und schließlich hast Du auch gelesen,
Daß es in Berlin kaum anders gewesen;
Mit scharfem Knattern suchte zum Ziele
Zu kommen die Masse der Automobile,
Es ging auf guten und schlechten Wegen
Der Landung der Ballons entgegen,
Doch nur ein einziger ward eine Beute
Der stark sich verpätenden Autoleute.
Und weil, über alle Zweifel klar,
Auch hier das Luftschiff Sieger war,
So sei ich recht wohl, dem Gelingen
Der Fahrten heute mein Lied zu singen.
Bringt überdies uns keine frohe
Und gute Stimmung der Hohenlohe
Mit seinen aus den Hausarchiven
Hervorgeholten Bismarck-Briefen;
Und da auch manchem in Braunschweig sich
Die Sache wendet wider den Strich,
Auch Herr von Stengel auf der Fahrt
Zum Fürsten Bülow gehen ward,
Ihn aus demselben mit einem neuen
Balen von Steuern zu erneuen,
So weiß ich, daß mein Tun begründet
Gewesen ist und Billigung findet:
Das Auto hat seine Kraft verpufft —
Und unsere Zukunft liegt — in der Luft!

Jean Eschweiler.

Lustige Ecke.

* Darum! Frau: „. . Also Ihr zwei sollt die auswärtigen Delegierten, die zu Unserm Stiftungsfest kommen, in der Stadt herumführen! . . . Das ist wohl eine besondere Ehre?“ — Mann: „Das weniger! Aber wir können am meisten vertragen!“

* * *

* Hereingefallen. Klassischbase: „Dein Mann ist, wie ich hörte, gestern abend im Theater in Begleitung einer sehr hübschen Dame gesehen worden!“ — Junge Frau: „Ganz richtig! Wir waren ja zusammen dort!“

* * *

* Gemütlich. Gatten: „Muß ich Dich, Schenkel, dabei ertappen, wie Du das Dienstmädchen abküssest?“ — Gatte: „O nein, liebe Frau, das müßtest Du nicht!“

Knack-Klauseln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 40:
1—2 Duse, 3—2 Rose, 1—4 Duna, 3—4 Roma.

Richtige Lösungen gingen ein 105. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Rudolf Troitzsch, Emma Kramer, Rob. Wendenburg, Frau Lina Matthejs, Frau A. Ebell, Anna Schultze, Marie Rippke, Wilhelm Pietzner, Frau Hagemann, Frau M. Stöhmann, Frau Klara Kaiser, Ella Dietz, Otto Herrmann, Paul Marx, Frau H. Slowik, Margarete Rudolph, Frau Johanna Krajewski, Emmy Rahne, Lore Lehmann, Selma Dorn, Frau Lydia Stittrich, Karl Bopel, L. Neumeister, Berthold Gatermann, Fr. Golze, Georg Schlereth, Otto Wiechmann, Artur Hartnuß, A. Schellenberg, Hans Lampe, Paul Dertel, Grete Schlag, L. Rocke, Käthe Thomar, Leni Barth, B. Hachtmann, P. Richter, Franz Strüß, Paul Probst, Otto Thiele, B. Hensel, Charlotte Horn, Rob. Heinze, Frau Fischer, Kurt Kanzemann, Frau Helene Ritschke, Richard Schütze, K. Blume, Bruno Anton, Gotthold Welitsche, Gustav Bierbrauer, Otto Sielaff, Elsbeth Wülfe, H. Singbach, Fritz Mehnert, Reilecke, Walter Lischke, Hermann Jäckel, B. Nürnberger, Ile Altmann, Frida Weinreich, Frau Hedw. Brünning, Johannes Haack, Frau Josephine Finger, Marie Berger, Oskar Sommerkath, Otta Keil, Margarete Bormann, M. Hengelhaupt, Frau Wilhelmine Hoffmann, Hermann Füllner, Friedrich Schmidt, Anni Müller, Otto Büscher, Bruno Lehmann, Emma Wipplinger, A. Wittstock, Berta Harnisch, Fr. Röder, E. Birkholz, Otto Schneidewind, Frida Heine, Louis Stück, Friedrich Gäbler, Lucie Hartmann, Moritz Bergmann, Karl Rahm;

von auswärts von: Otto Schwennicke, Helbra, Paul Schönbrodt, Esperstedt, Margarete Strauß, Eisleben, Rud. Kabisch und Wilh. Gebecke, Wettin, Wegeleben, Schiepzig, Marie Wust, Gröbers, Walter Panse, Helbra, F. Heergeselle, Förbig, Paul Müller, Leitzwitz, Oskar Dietrich, Wernigerode, Bonifacius Neumann, Neiße (Schles.) Kurt Thiele, Dölau, Rottig, Merseburg, Max Köbner, Eindeck, Frau Helene Zipsel, Dieskau, Aug. Borchert, Dölau, Gustav Kasper, Nietleben.

Prämie: „Alpengeschichten“ von Peter Rosegger, eleg. geb.

entfiel auf **Paul Müller**, Leitzwitz.

Rätsel.

Hohn, Ebbe, Seite, Lbor, Guß,
Leib, Baie, Dorn, Kell, Hort, Hast,
Retter, Elle, Laube,
Blume, Reihen, Leben, Eber, Palmin, Ende.

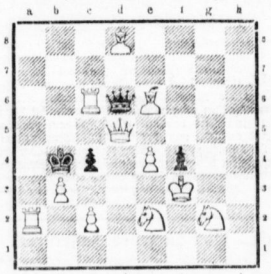
In jedem dieser Wörter soll ein Buchstabe geändert werden. Die veränderten Buchstaben sollen in jeder Reihe ein Wort ergeben, und das Ganze soll ein Sinnspruch sein.

Prämie: „Der Oberhof“ von Zimmermann, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten **Donnerstag** an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ einzusenden.

Schachaufgabe.

Selbstmatt von A. Barbe, Leipzig.



Weiß. (11 | 4)

Weiß zieht an und wird mit dem 8. Zuge mattgesetzt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 39.
Bierziger von Fr. Healey, London.
W. Kg6, Da3, Td2, h5, Sb7, h2, Bb1, c3.
Schw. Ke5, Tb5, Lg7, Sd6, Be1, a7, f3, f4, g3, h4.

1. Da3—a7, Tb5—b7:
2. Sb7—f3: +, K beliebig
3. Sf3—g5 +, K beliebig
4. Da7—d4 oder b7: + matt.

oder

1. . . . . Sd6—f5
2. Sb7—g4 +, Ke5—e4:
3. Da7—d4 +, Sf5—d4:
Td2—d4: + matt.

Verantwortlicher Redakteur: Jean Eschweiler. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.
Nr. 41 Halle a. S., den 14. Oktober. 1906

Jena.

Ein Gedenkblatt zum 14. Oktober 1906.

Von H. E. Jahn.

(Nachdruck verboten.)

Als in der Morgendämmerung gegen 6 Uhr die ersten Schüsse in der Richtung von Jena herüberschallten, glaubte in dem Hauptquartier zu Kapellendorf niemand, daß es an diesem Tage zu einem ernsten Gefecht kommen würde.

Der Kanonendonner und das Knattern des Kleingewehrfeuers näherte sich mehr und mehr, also mußte das Gefechtsfeld des Generals Graf Tauentzien im Weichen begriffen sein. Es wurde daher Alarm im Lager geschlagen und alles eilte an die Gewehre und an die Pferde. Der Fürst Hohenlohe war inzwischen herangeritten und äußerte zu dem General, der die Flügelbrigade befehligte: Die Bataillone sollten im Lager ruhig bleiben, bis der Nebel sich zerteilt habe; er erwarte an diesem Tage nichts Ernstliches. Er sandte aber doch einen Ordonnanzoffizier an den General von Rüchel nach Weimar, ließ denselben um Unterstützung bitten und setzte nach längerem Zögern die Kavallerie und Infanterie in Marsch auf Vierzehn-Heiligen und Isserstädt.

Vorne aus den Tälern und von den Höhen bei Jena, in der linken Flanke bei Rödchen und Lobeschen dröhnte wilder Schlachtenlärm herüber — das Detachement des Generals von Holtzendorf mußte dort in einem heftigen Feuer stehen. —

Der graue, schwälende Herbstnebel verhinderte jede Aussicht. Alles war grau in grau — man vermochte kaum die nächsten Abteilungen wie undeutliche Nebelgebilde zu erblicken, dunkle Linien und Flecke in dem schwälenden Nichts. Nur das grellrote Aufblitzen der Schüsse zerteilte das Grau, und die Granaten und Kugeln zogen lange blutige Streifen durch dasselbe.

Der Fürst Hohenlohe litt die blauen, dünnen Linien der Infanterie vom linken Flügel her herab, erinnerte die Soldaten an den Ruhm und die Heldentaten ihrer Väter und forderte sie auf, sich ihrer würdig zu zeigen. Brausender Jubel tönte ihm überall entgegen und die Aufforderung, sie vorwärts an den Feind zu führen.

Gegen 11 Uhr zerriß der Nebel endlich und die Sonne lachte warm und goldig auf die schönen, herbstlichbunten Gefilde — eine Unendlichkeit von Licht und Farbe. — — —

Mit brausendem Vivat und klingendem Spiel setzten sich nun die preußischen Regimenter in Marsch, überschüttet von einem Hagel von Kartätschen und Flintenkugeln, aber fest und geschlossen, wie auf dem Exerzierplatze. Die feindlichen Tirailleurs und die tiefen schwarzen Massen bei Vierzehn-Heiligen wichen vor diesem Stoß zurück. Als man sich aber auf Gewehrschußweite dem Dorfe näherte, wurde Halt befohlen und die zerschossenen Linien durch das Einrücken der Echelons wieder einigermaßen formiert. Das vernichtende Feuer der feindlichen Batterien und der Tirailleurschwärme aus den nahen Forsten und aus den Gärten und Häusern des Dorfes lichtete die preußischen Regimenter und besonders waren die Offiziere dem Blei der feindlichen Schützen preisgegeben. Fast die Hälfte der Mannschaften, die hier kämpften, deckten den grauen, gepflügten Acker, ihn mit ihrem Blute rot färbend. Das Dorf war in Brand geschossen worden, hochauf qualmte der schwarze Rauch in den lichtblauen Herbsthimmel und züngelten die roten Feuergarben.

Allmählich ließ der feindliche Geschoßregen nach, — man erblickte keine Franzosen mehr, als in dem brennenden Vierzehn-Heiligen, und in dem dahintergelegenen grauen engen Talgrunde.

In diesem Augenblick galoppierte der General von Grawert an den Fürsten heran und wünschte ihm Glück zu seinem Erfolge. Fürst Hohenlohe lehnte indessen diesen Glückwunsch dankend ab und bemerkte: „man müsse sich unter allen Umständen halten, bis General Rüchel zur Hilfe käme und das Dorf genommen werden könne, den Sieg entscheidend.“ — Vergebliche Hoffnung! — — Neue feindliche Massen klirrten alsbald heran. Mit schlagenden Trommeln und klingendem Spiele brausten die großen, schwarzen Kolonnen unter dem betäubenden „Vive l'empereur!“ daher. Ihre blauen Stahlläufe brannten in der Sonne und ihre Trikoloren flatterten und rauschten sich im Winde. Noch immer zögerte der Fürst den Rückzug zu befehlen, noch immer hoffte er durch das Eintreffen des Korps Rüchel das Schlachtenglück an die preußischen Fahnen zu bannen.

Die erdrückende Uebermacht des Feindes war zu gewaltig und seine Zahl wuchs beständig. Die dünnen, blauen Linien der preußischen Regimenter schmolzen vor dem Feuer der Geschütze und Musketen zusammen, quirlten durcheinander und lösten sich auf. Das Regiment Kanitz wich zuerst, alle Befehle und Bitten waren vergebens. Da ergriff der Fähnrich Eberhard, fast noch ein Kind, die Fahne, schwang sie hoch empor und rief: „Seht auf mich, hier — hier — ist Eure Fahne und der müßt Ihr folgen!“ Entschlossen ging das brave Regiment wieder in die Hölle der Vernichtung. Doch die Position war nicht länger zu halten. Der Tod hätte alle dahingemäht und so ließ der Fürst die Infanterie vom linken Flügel an gegen Kl. Romstädt zurückweichen. Bald wurde der Rückzug allgemein, die Glieder lösten sich immer mehr, die Lücken wurden weiter und alles stürzte in blinder rasender Flucht davon. Der Feind folgte hart auf mit Musik und Jubel. Ueberall, wo er Unordnung gewahrte, brach seine siegestrunkene Reiterei ein, auf schnaubenden galoppierenden Rossen mit klingenden Hufen und klirrenden Wehr.

Der Fürst Hohenlohe war immer voran. In dem dichtesten Kugelhagel, wo der Tod am schrecklichsten würgte, da war er, seine Soldaten zu Mut und Ausdauer anfeuernd. Aber alles war vergeblich, die Uebermacht des Feindes war zu zermalmend, und die Tapferkeit mußte machtlos an ihr zerschellen, wie eine Woge am starren Felsen in Dunst zerstäubend . . . .

In dieser rasenden Flucht, wo alles die Waffen fortwarf und wie toll um das nackte Leben kämpfte, in diesem Strom der Feigheit und Verzweiflung, wo die grauen Felder und Wege bedeckt waren mit unzähligen atemlos dahineilenden Menschen, grimmig und erbarmungslos verfolgt von den Feinden und von ihrem Schwerte niedergemäht, oder von den Hufen ihrer Pferde zermalmt, in dieser wütenden, rasenden Flucht war nur ein Bataillon festgeschlossen geblieben, das sächsische Grenadierbataillon Winkel, bei welchem der Fürst Hohenlohe sich selbst befand. In einem offenen Quarree marschierte das Bataillon und wies die Feinde, so oft sie nahe kamen, mit blutigen Köpfen zurück. Vergebens bemühte sich die feindliche Kavallerie einzuhauen, vergebens feuerten die feindlichen Tirailleurs unaufhörlich in die dichte Masse der Fußgänger, wie auf dem Exerzierplatze marschierte das heldenmütige Bataillon zurück. Die Trommeln schlugen „Trupp“ und die Musik spielte lustige Weisen — doch kam der Feind näher, wurde gewirbelt und die langen Linien der Bajonette und Stahlläufe flimmerten ihm entgegen, wie ein unerschütterlicher Wall aus Menschenleibern und Eisen . . . .

Inzwischen war auch das Rüchelsche Korps eingetroffen und durch den Obersten Massenbach auf Kapellendorf dirigiert. Hier zerschellte es an der Uebermacht der Feinde und wurde in der Flucht der Hohenloheschen Armee mit aufgelöst. General Rüchel, selbst

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19061014067/fragment/page=0001

durch einen Schuß nahe dem Herzen getroffen, verstopfte die Wunde mit dem Taschentuch und blieb bei seinen Truppen. Erst später in Seidenthal ließ er sich verbinden . . .

Die Herbstnacht war rasch hereingebrochen, eine dunkle, kalte Nacht. In völliger Auflösung strömten die bei Jena und Auerstädt geschlagenen Armeen zurück, sich kreuzend und die Wege mit stehengelassenen Geschützen und Wagen verstopfend. Infanterie, Artillerie, Reiterei, Bagage, Train und Feldbäckerei alles in vollem Chaos durcheinander, dazwischen flüchtende Landleute: Männer, Frauen und Kinder, heulend vor Angst und Schrecken, ihre wenige gerettete Habe mit sich schleppend. Ueberall an den steinigen Rändern der Wege und auf den kahlen Höhen und in den Tälern und Schluchten blutende Verwundete und Sterbende, oder bis zum Tode ermattete Krieger. Nur der grellrote Schein der brennenden Gehöfte und Weiler und des brennenden Buttelstädt durchlohte die dunkle, kalte Nacht, und das Aufzucken der Schüsse von der Webicht-Höhe und der Chaussee nach Ober-Weimar, wo die Arrieregarde den nachdrängenden Feinden das Feld streitig machte . . .

Eine charakteristische Episode sei an dieser Stelle erwähnt. Als am Morgen des 14. Oktober die Spitzen der französischen Avantgarden in Jena einrückten, stand ein Professor vor der Tür seines Hauses, um die Anmarschierenden in einer begeisterten, wohleinstudierten Rede als Befreier der Menschheit und als Träger aller Ideale der Zivilisation zu preisen und zu begrüßen. Doch nur wenige Worte hatte der brave Gelehrte hervorgebracht, da wurde er mit wuchtigen Kolbenstößen zur Seite geschleudert und in sein friedliches Heim stürzte sich die wüste Soldateska. Bajonett und Seitengewehr erbrachen alle Schränke und Behälter und roh, von Schmutz starrende braune Fäuste rissen alles Wertvolle an sich. Ein anderer Professor hingegen, der den Lügen-Bulletins eines Napoleon wohl nicht trauen mochte, rettete all sein Geld und seine Wertsachen, indem er die Spinde und Schubladen aufriß und Kleider und Bücher auf dem Fußboden umherstreute. Die hereinstürmenden Franzosen erblickten kaum die Unordnung und Verwüstung, so glaubten sie es wären schon Kameraden vor ihnen dagewesen und eilten fluchend davon, um anderswo zu rauben und zu plündern, wo es etwas zu rauben und zu plündern gab. . . . .

Durch die dunkle, kalte Nacht ritt ein versprengter preußischer Husar. Er schien in der rauhen bewaldeten Gegend gut Bescheid zu wissen, die weit abseits von der Rückzugsstraße der geschlagenen preußischen Heere lag. Die steilen Bergabhänge, die engen, schwarzen Schluchten, von rauschenden Bächen durchflossen, er kannte sie genau, dort hinter jenem Berge, lag ja sein Heimatsdorf. Dort die alte Brücke über den kleinen Bach war noch gerade so morsch und verwittert wie vordem. Hier unter den jetzt kahlen Büschen und verdorrten Brombeersträuchern hatte er mit ihr gespielt, seiner kleinen Anna und von dem starren Abhang hat er ihr Blumen zum Kranze gepflückt. Dort ist auch der Haselbusch, unter dem er sie zum erstenmal küßte und wo sie sich Treue fürs Leben schworen. Der Busch ist dürr und leer, der Herbstwind klagt und weint in den Zweigen und sie hat einen andern geheiratet. Den Sohn des wohlhabenden Schenkwirtes, dessen Anwesen draußen vor dem Dorfe an der Chaussee lag — den dummen, langen Hans. Der Soldat brummte einen halb unterdrückten Fluch zwischen den zusammengebissenen Zähnen. Annas Mutter war eigentlich allein daran schuld, sie hatte die beiden zusammengeredet, wegen des schönen Geldes und all des Guten, was für sie dabei abfallen müßte. Der Husar gab dem Pferd die Sporen, daß das müde Tier einige matte Sprünge machte. Ja, damals war er in die Fremde gegangen und hatte sich bei den preußischen Husaren anwerben lassen. Das war nun drei Jahre her und nun, da er im Gefecht von seinem Truppenteil abgekommen war, wollte er einmal hinüberreiten zu der Chaussee und dem Gasthause, um zu sehen, wie es seiner kleinen Anna erginge. Vielleicht kannte sie ihn nicht mehr? Vielleicht war sie in ihrer Ehe glücklich und hatte ihn längst vergessen? Vielleicht?

In dem großen, freundlichen Gastzimmer, wo alle Tische und Stühle blendendweiß gescheuert sind, sitzt der Wirt und raucht aus einer kurzen Pfeife. Anna, seine kleine flinke Frau, ist bald in der Küche bei den Mägden, bald im Stall oder der Scheuer bei den Knechten, bald im Wirtszimmer, überall zum Rechten sehend. Seitdem die alten Schwiegereltern gestorben sind und sie die Wirtschaft selbst führen muß, hat sie alle Hände voll zu tun. Jetzt steht sie am Fenster und lauscht in die dunkle, kalte Nacht hinaus, wo noch immer, aus der Richtung von Jena und Auerstädt, entferntes Gewehr- und Kanonenfeuer herüberhallte.

„Was das nur bedeuten mag", wendete sie sich besorgt an ihren Mann, „den ganzen Tag das Schießen und dort hinter den Bergen scheint der Himmel rot zu sein, als brenne Buttelstädt."

Der Wirt nimmt einen Augenblick die Pfeife aus dem Munde, nickt langsam mit dem Kopf und beginnt dann ruhig weiterzurauchen.

„Du lieber Gott! Hans!" jammerte die junge Frau, „seitdem das viele, wilde Kriegsvolk in unsere Gegend gekommen ist, habe ich noch keine Nacht ruhig die Augen zumachen können. Und wenn nun erst noch die Franzosen kommen! Gott behüte uns vor den Menschenfressern!"

Der Angeredete nickt wieder bedächtig, raucht aber still weiter.

Da erklang plötzlich ein wüster Lärm auf dem Hof und vor der Tür. Pferdegetrappel, heiseres Stimmengewirr und das Klirren von Waffen, die Tür wurde aufgestoßen, und wilde Kerle drangen in das Gastzimmer. Die zerrissenen, grünen Uniformen, die Stahlhelme mit den langen, schwarzen Roßschweifen und die braunen, vom Brannwein geröteten Gesichter, zeigten an, daß es marodierende französische Chasseurs sind.

„Mille tonnerre!" brüllte ein langer, dürrer Geselle, laut auf den Tisch schlagend, „geben Sie uns du vin und tausend Taler! Sonst" . . und er schwenkte drohend seinen blanken Säbel.

„Oui! Mort de ma vie!" schreit eine andere, gleichfalls wenig Vertrauen erweckende Gestalt, „wo sein die Uhren, wo sein die Geld? Wir alles machen kaputt, kaputt, wenn uns nicht geben!"

„Diantre! welche Beante!" brüllte der dritte Marodeur, ein kleiner dicker Mann mit häßlichem, pockennarbigem Gesicht, die angstvoll aufschreiende Frau frech um die Taille fassend.

Hans hatte bisher dagesessen starr und steif, wie versteint vor Erstaunen. Nun aber, da einer dieser Halunken es wagte, seine kleine Frau anzurühren, erhob er seine gewaltige Gestalt. Die Weise war seinen Zähnen entglitten und mit einer seiner Riesenfäuste den kleinen Reiter ergreifend, wirbelte er ihn, wie einen Ball durch die Luft und schleuderte ihn durch das Fenster auf den Hof hinaus, wo der Franzose heulend und wimmernd zwischen den Glasscherben liegen blieb. Die beiden andern Chasseurs drangen alsbald wütend mit gezogenen Säbeln auf Hans ein, doch dieser nahm einen Stuhl und warf ihn dem einen Angreifer an den Kopf, daß er blutend niederstaumelte.

Da ergriffen die Marodeurs die Flucht und schwangen sich, so rasch es ihre matten Glieder gestatteten auf die draußen stehenden Gäule. Hans in heller Wut ihnen nach, doch ein Karabinerschuß streckte ihn hin. Anna war, der eigenen Gefahr nicht achtend, an seine Seite geeilt und hatte ihn mit den weißen, runden Armen besorgt umklammert.

„Mutter", stöhnte der Verwundete dumpf, „mit mir ist es aus!"

In diesem Augenblick tönte von der Chaussee her rasselnder Hufschlag, und ein preußischer Husar sprengte im Galopp herbei. Die französischen Chasseurs rissen ihre Tiere herum und stoben in panischem Schrecken davon, konnten dem einen Husaren doch noch viele seiner gefürchteten Kameraden folgen.

„Herr Gott! Schon wieder solch ein französischer Vagabund!" rief Anna entsetzt aus, als der Husar sein schnaubendes, abgehetztes Pferd dicht vor der am Boden, neben dem Sterbenden, knieenden jungen Frau zügelte.

„Anna, kennen Sie mich nicht mehr?" entgegnete der Reiter, sich rasch aus dem Sattel schwingend.

„Franz, Sie sind es! Franz, der liebe Gott hat Sie heute in meiner bittern Not zu mir gesandt", rief die Wirtsfrau laut weinend.

Dann trugen sie beide den sterbenden Wirt ins Haus und legten ihn auf das Sofa. Nach einer kurzen Weile kam der Husar wieder auf den Hof, ergriff die Zügel seines Pferdes und schwang sich in den Sattel. Als er langsam davon reiten wollte, trat die junge Frau heraus, reichte ihm die Hand und sagte: „Adieu, Franz", still vor sich hinweinend. Der Husar erwiderte: „Adieu, Anna", und dann trabte er davon . . . Die junge Frau stand heiß schluchzend vor der Tür, und sah dem Wegreitenden nach, solange sie seine hohe Gestalt in der dunklen, kalten Herbstnacht erkennen konnte. Dann murmelte sie, aber so leise, daß nur ihr armes, krankes Herz es hören konnte: „Er kommt wieder — wenn die Trauer vorüber ist und der Frühling kommt, der junge lachende Frühling übers Jahr."

Ja, auch Jena und Auerstädt war ein Trauertag für das preußische Heer. Schlecht geführt, wurde es in einzelnen, unzusammenhängenden Angriffen, trotz der aufopfernden Tapferkeit besiegt. Erst sieben Jahre später konnte es die Schmarte auswetzen und dem gewaltigen Eroberer die Siegespalme für immer aus der blutbefleckten Hand reißen. Möge für das deutsche Heer nie wieder ein Tag wie bei Jena und Auerstädt kommen!

Die Verhältnisse der Berlinerin.

Wir lesen im „Berl. Tagebl.": Verhältnisse? — — O o! — Aber bitte meine Herrschaften, was denken Sie sich nun schon wieder! Es gibt doch Verhältnisse der verschiedensten Art, und selbstverständlich reden wir nicht von den Verhältnissen, sondern von ganz anderen. Bekanntlich — (bekanntlich sagt der Schriftsteller immer bekanntlich, wenn er etwas Unbekanntes vorbringen will, damit gibt er ein seine Weise zu verstehen, daß ihm Dinge als bekannt erscheinen, die den lesenden Publikum sehr unbekannt sind) — bekanntlich aber bestehen die Maße des menschlichen Körpers in einem ganz bestimmten Verhältnis zu einander. Nun haben sich die „Verhältnisse" unserer Berliner Schönen im letzten Sommer ganz merkwürdig verschoben. Und wenn man Messungen anstellte, würde man zu sonderbaren Resultaten kommen. Messen wir einmal so ein recht elegantes modernes Fräulein, daß sich eben mit dem Trippelschritt ihrer Stöckelschuhe so graziös wie möglich auf dem Asphalt bewegt. Fangen wir beim Fuß an. Unhöfliche Leute behaupten, daß die Berlinerin auf sehr großem Fuße lebt. Davon ist im Moment wenig zu sehen. Der Stöckelschuh verschiebt die Lage des Fußes und zwängt ihn nebenbei auch noch sehr ein, daß er tatsächlich kleiner erscheint, als es das richtige Verhältnis erlaubt. Aber das ist Nebensache. Etwas anderes ist es um das Verhältnis des Oberkörpers zum Unterkörper. Wenn die Taillenlänge der normalen Berlinerin von der Halsgrube bis zum unteren Gürtelrand fünfunddreißig bis sechsunddreißig Zentimeter betragen muß, so müßte die Länge des Unterkörpers neunundneunzig bis hundert Zentimeter sein. Das wäre das richtige Verhältnis. Wie aber stellen sich die Verhältnisse der modernen Berlinerin, der Berlinerin im modernen Korsett, mit der nach unten gezogenen Gürtelschnalle und dem kurzen Röckchen? Die Taillenlänge beträgt da fünfundvierzig Zentimeter, und wenn die Sache ganz modern ist, sogar fünfzig Zentimeter. Dafür hat dann der Unterkörper die traurige Kürze von neunzig Zentimeter. Das sind die Körpermaße. Rechnen wir nun aber noch dazu den Kopf, die Frisur mit dem „Heureka" („bekanntlich" ist der Heureka — oder heißt es die oder das Heureka — die unsichtbare Unterlage, die dem modernen Haarschopf seine Höhe, Breite, Pracht und Macht verleiht) sowie das auf dem Heureka thronende Hütchen mit dem Federbusch, so kommt etwas so Unverhältnismäßiges heraus, daß man von Verhältnissen schon gar nicht mehr reden kann. Die Kopfhöhe von der Halsgrube bis zur Stirn beträgt fünfundzwanzig Zentimeter, die des Heureka sieben und die des Hutes bis zur Spitze des Federbusches achtzehn, macht nach Adam Riese fünfzig Zentimeter. Dazu fünfzig Zentimeter Taillenlänge, macht hundert Zentimeter, ergo verschiebt sich das Verhältnis so, daß die obere Hälfte hundert, die untere neunzig Zentimeter beträgt. Da nun der kurze Rock eigentlich die untere Grenzlinie für das Auge bildet, und dieser gewöhnlich auch noch zehn Zentimeter vom Erdboden entfernt ist, so ist das Verhältnis jetzt hundert zu achtzig Zentimeter — statt sechsunddreißig zu hundert. Das moderne Fräulein hat aber an diesem Mißverhältnis noch nicht genug. Die Taille wird natürlich so viel wie möglich geschnürt, und um diese Schlankheit noch schlanker erscheinen zu lassen, wird die Achselnaht natürlich verbreitert und durch einen Puffärmel künstlich immer noch breiter gemacht. Der Taillenschluß, der bei der Venus von Milo (von Kilo sagt die moderne Berlinerin mißig und verächtlich) fünfundneunzig Zentimeter beträgt, ist bei der Berlinerin auf achtundfünfzig bis achtundvierzig Zentimeter verundert. Also beinahe um die Hälfte! Dafür mißt dann der Umfang um die Achsel genau das Doppelte, nämlich hundertzehn bis hundertfünfzehn Zentimeter. Das sind die richtigen Verhältnisse für eine Sandutz, aber nicht für ein weibliches Wesen. Zum Sandutzideal drängt die Mode überhaupt mit Macht. Der Hüftenumfang, der bei dem normalen jungen Mädchen hundert, bei der normalen Frau hundertzehn Zentimeter betragen müßte, ist auf neunzig, ja auf fünfundachtzig herabgedrängt, und der höchste Ehrgeiz unserer jungen Damen ist ein Hüftenumfang von achtzig Zentimeter. Wer den erreicht hat, kann das Bewußtsein haben, den höchsten Gipfel des Schick erklommen oder vielmehr erschnürt zu haben. Man könnte auch noch von anderen Verhältnissen reden. Aber schweigen wir lieber. Seien wir diskret, verschweigen wir das Aeußerste. Manchmal ist ja auch das Schweigen beredt!

Frisches Obst zu jeder Jahreszeit.

Nach B. H. Thwaite, einem berühmten englischen Ingenieur, ist ein großes Problem des Obstbaues gelöst: Die Erzeugung von Obst in allen Monaten des Jahres, Sommer und Winter. Man wird im März frisch vom Stock genommene Trauben und im Dezember frisch gepflückte Kirschen essen können. Diese Wunder sollen durch künstliche Obstzucht mittels elektrischen Lichtes erreicht werden. In einer Unterhaltung mit einem englischen Journalisten sagte Thwaite: „Die neue Methode des Obstbaues hat bereits eine durchaus praktische und kommerzielle Phase erreicht. Es sind unter meiner Leitung in Manchester Versuche gemacht worden, und die Resultate waren in jeder Hinsicht ermutigend. Obstzucht mittels elektrischen Lichtes ist nichts Neues: vor zwanzig Jahren schon konnte Wilhelm Siemens Aepfel, Bananen und andere Früchte zeigen, die er auf diese Weise erzielt hatte. Er starb leider, als seine Versuche schon ziemlich weit gediehen waren. Ich nahm sie dort auf, wo Siemens sie verlassen hatte. Die Anwendung der Elektrizität ist heute weniger kostspielig als damals: die Bogenlampen kosten weit weniger. Ich fördere das Wachstum der Pflanzen aber auch noch mit anderen Mitteln; die Pflanzen brauchen nicht nur Licht, sondern auch Kohlensäure, und ich verschaffe ihnen diese Kohlensäure auf künstliche Weise. Die Sonne gibt zweierlei Licht: das eine, das Wärme spendet, und ein anderes, das eine chemische Wirkung hat. Beide sind für die Entwickelung der Pflanzen notwendig. Außer dem von den Bogenlampen gespendeten Licht dient mir noch anderes zur Förderung des Pflanzenwuchses: ich erzeile z. B. einen elektrischen Strom durch eine kleine Maschine, die nicht nur die Wurzeln der Bäume beeinflußt, sondern nebenbei auch noch alle Baumparasiten vernichtet. Die erzielten Früchte sind daher immer gesund und zeichnen sich durch Größe, Wohlgeschmack und zarten Duft aus. Billigkeit und Einfachheit sind die Hauptmerkmale der neuen Methode. Jeder Obstzüchter kann sie bequem und mit geringen Kosten anwenden."

Schwimmende Ausstellungen.

Die Holländer wollen zur Feier des 300. Geburtstages von Admiral de Ruyter eine Ausstellung auf einem Schiff veranstalten. Dieser eigenartige Gedanke ist aber nicht so originell, denn „schwimmende Ausstellungen" gibt es auch sonst. So ist vor kurzem eine Ausstellung, die von einer englischen Kolonialgesellschaft ausging und britische Produkte aus allen Teilen der Welt vorführte, in Liverpool an Bord des Schiffes Campmoman eröffnet worden, und sie soll während einer einjährigen Reise des Schiffes in verschiedenen Häfen von Kanada, Westindien, Südamerika, Südafrika, China und Australien gezeigt werden. . . . Die russische Regierung hat sich dieses Mittels schon öfters bedient, um ihren Untertanen auf diese Weise die Fortschritte der Agrikultur anschaulich zu machen. Die Schiffe, die dazu benutzt werden, sind riesige Boote mit großen flachen Decks, die dann in Gärten umgewandelt werden und dann eine bestimmte Methode der Landwirtschaftskunst, deren Vorteile den Bauern vorgeführt werden sollen, veranschaulichen. Auf solchen Schiffen werden auch überall in dem weiten Reiche besondere Muster der Bienenzüchtung oder vorbildlich eingerichtete Geflügelhöfe gezeigt. Nicht unbekannt sind auch schwimmende Theater. So hat ein Herr de Hondt in Holland ein Schiffstheater erbaut, das 2500 Personen fassen soll. In diesem Schiff, das ohne große Mühe sich von Stadt zu Stadt bewegt, werden italienische Opern gegeben. In Amerika sind solche schwimmende Vergnügungslokale allgemein beliebt; sie besuchen alle Dörfer an den großen Flüssen der Reihe nach, und wenn sie anlegen, dann herrscht allgemeine Freude und Lustigkeit. Ein prächtiges Theater auf einem Schiff wurde von Armstrong für einen reichen Liebhaber E. H. Edelson gebaut. Dort befanden sich zahlreiche luxuriös eingerichtete Garderoben, prächtige Speisesäle und ein verschwenderisch ausgestattetes Theaterraum, der zwar nur 338 Personen faßte, aber dafür einen intimen stimmungsvollen Eindruck machte. Ein altes Kriegsschiff Vermont, das früher zur Flotte der Vereinigten Staaten gehörte, ist jetzt eine schwimmende Arena für Ringkämpfe. Da die amerikanische Regierung Faustkämpfe nur selten erlaubt und diesem Sport große Hindernisse entgegenstellt, haben einige unternehmende Sportsleute den Vermont gemietet, ihn zu einem Sportklub mit einem prächtigen Raum für Ringkämpfer umgestaltet und fahren nun außerhalb des Bereichs der Polizei auf die hohe See, wenn sie in aller Ruhe ohne Furcht vor Belästigungen ein Preiskämpfen abhalten wollen.

Unsere Zukunft liegt in der Luft.

(Nachdruck verboten.)

Wie reist uns neuerdings der Sport
Zu großen, herrlichen Taten fort!
Nicht will ich reden von den Pferden,
Die auf der Rennbahn geritten werden
Und, wie bei Weinberg, einen Haufen
Moneten im Sommer zusammenlaufen,
Vorausgesetzt, daß bei dem Ritt
Der kleine O'Connor den Stall vermitt;
Auch will ich nicht von den Radlern reden,
Die sich auf dem Zement besehden
Und eine Stunde lang ohne Pausen
Dort hinter ihren Motoren sausen:
Fast regelmäßig in letzter Zeit
Ist einer von ihnen dem Arzt geweiht
Und trägt zudem noch einige schwere
Verletzungen hinter die Bahnbarrière,
Wo eng die Menge steht im Glied
Und staunend auf die „Meister" sieht;
Nein, lieber Leser, ich denke heute
An die gam Himmel fahrenden Leute:
Der Luftballsport war ohne Frage
Das Hauptereignis dieser Tage.

Die erste große Serie ließ
Zunächst man los im schönen Paris,
Da hatten Männer aus aller Welt
Zum Kampf dem Starter sich gestellt
Und harrten seines Wortes und Winks,
Um zu verdutzten nach rechts und links.
Und als er ihnen nun das Zeichen
Gegeben hatte zum Entweichen,
Da war's kein Wunder, daß der Wind
Etwies sich England wohlgesinnt,
Indem er ihm in eiligem Flug
Die Luftballons aufs Eiland trug —
Besuchen sich nach neueren Sitten
Doch gar zu gern Franzosen und Briten.
Der erste Preis ging in den Nachen
Des Kampfes freilich Frankreich flöten,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19061014067/fragment/page=0002